



DIE HONEYEYS



Ryan
LaSala

Ins Deutsche übertragen
von Katrin Aust



**Cross
x Cult**



Die deutsche Ausgabe von DIE HONEYS
wird herausgegeben von der Cross Cult Entertainment GmbH & Co. Publishing KG | CROSS CULT;
Verlagsleitung: Andreas Mergenthaler und Luciana Bawidamann;
Teinacher Straße 72, 71634 Ludwigsburg.
Übersetzung: Katrin Aust; Programmleitung Romane/Sachbücher: Markus Rohde;
Lektorat: Karen Eifler; Korrektorat: Peter Schild; Satz: Rowan Rüster; Layout: Sina Keller, Kerstin Jans;
Lizenzmanagement: Ruijing Qiu; Herstellung: Hannah Düser; Leitung Vertrieb: Peter Sowade; Leitung
Marketing: Cécile Béran; Druck: Printausgabe gedruckt von CPI Books GmbH, Leck.
Printed in the EU.

Titel der Originalausgabe:
THE HONEYS
First published by PUSH, an imprint of Scholastic Inc.
Original Book Design: Maeve Norton
Original Jacket Art: Shane Rebenschied
photos © Hayden Williams/Stocksy United and Shutterstock.com

Copyright © 2022 by Ryan La Sala

German translation copyright © 2024 by Cross Cult Entertainment GmbH & Co. Publishing KG.

ISBN Paperback-Ausgabe: 978-3-98666-650-7
E-Book ISBN: 978-3-98666-651-4
Oktober 2024

WWW.CROSS-CULT.DE

FÜR DIE MÄDCHEN, DIE MICH AUFNAHMEN,
ALS DIE JUNGS MICH RAUSWARFEN

Wir kamen als Einzelne und gingen als viele.
Wir kamen mit nichts und gingen mit allem.

– ANONYMER CAMPER,
ASPEN-SOMMERAKADEMIE, 1923



I



KAPITEL 1

Meine Schwester weckt mich mit einem Flüstern.

»Ich liebe dich, Mars.« Ihre Stimme kratzt in ihrer Kehle. Im Mondlicht, das durch mein Fenster hereinfällt, sehe ich an ihrem Kinn eine Tränenspur glitzern. Sie ist mir so nahe, dass ich sie riechen kann. Nicht ihr übliches Shampoo, sondern ein Geruch, der nicht richtig ist. Die schwere Süße der Verwesung, wie verrottende Blumen.

»Caroline? Du bist zurück?« Ich bin verwirrt. Die Sommernacht ist erfüllt von Grillenzirpen und die Vorhänge streifen ihre zusammengekauerte Gestalt, als wollte die Welt draußen sie zurückholen. Als wir noch auf den Balkon hinausschlichen, der unsere Zimmer verbindet, ließ ich dieses Fenster immer offen. In Nächten wie dieser wartete ich auf Carolines Klopfen an der Scheibe, ein Buch und eine Taschenlampe lagen bereit. Doch Caroline und ich haben uns schon sehr lange nicht mehr auf unserem Balkon getroffen.

Aber sie ist es. Nur Caroline würde wissen, dass ich das Fenster für den Fall der Fälle nie verriegele.

»Caroline?«, frage ich den Schatten. Den überreifen Gestank.

Keine Antwort.

»Warum bist du zu Hause?« Ich bin zu schläfrig, um die Hoffnung in meiner Stimme zu verbergen. Trotz allem, was im vergangenen Jahr passiert ist, bin ich froh, meine Schwester zu sehen. Ich habe so lange darauf gewartet, dass sie zu mir zurückkommt.

Sie hebt etwas über ihren Kopf. Ich erkenne die Form, das Aufblitzen des sanften Mondlichts auf dem groben Metall. Es ist meine schmiedeeiserne Sonnenuhr. Sie muss sie aus meinem Bücherregal genommen haben. Ich benutze sie als Buchstütze, weil sie so schwer ist.

Sie unterdrückt ein Schluchzen und stemmt die Sonnenuhr höher. Ich greife nach meinem Handy auf dem Nachttisch.

»Caroline, was ist denn los ...?«

»Vergib mir«, schluchzt sie.

Caroline rammt die Sonnenuhr auf meine Hand, Nägel und Knochen treffen auf Metall und Glas. Als sie sie erneut anhebt, will ich aufschreien, doch diesmal zielt sie auf meinen Kopf.

Pinke Lichter.

Pinke Wände.

Das Blut in meinen Augen verwandelt die helle Sauberkeit des oberen Flurs in einen rosigen Albtraum. Ich fliehe aus meinem Zimmer. Vor den Schlägen und dem Chaos.

Ich bin langsam und stolpere. Mit einer Hand schütze ich die andere und spüre, dass sich meine vertraute Haut in ein unvertrautes Blutbad verwandelt hat. Die Knöchel meiner Hände passen nicht mehr zusammen, ihre Zwillingsexistenz hat ihre Einheit verloren. Wie bei Caroline und mir.

Sie stürmt hinter mir her. Sie ist so nahe, dass ihr Gestank mich überwältigt. Ich kann nur noch ihre Schreie hören.

Mars. Mars. Geh nicht. Geh nicht.

Das ist nicht ihre Stimme. Das ist nicht meine Schwester. Es ist etwas, das ihre Haut trägt, ihren zuckenden Körper ausfüllt wie einen unter Druck stehenden Gartenschlauch. Sie holt mich ein, bevor ich die Treppe erreicht habe, und als wir zu Boden gehen, dreht sich die pinke Welt. Die Tür zum Schlafzimmer unserer Eltern steht auf dem Kopf, ich sehe, wie Mom

in ihrem Nachthemd erstarrt. Um Atem ringt. Schreit. Dad ruft von unten herauf.

Ich kann dem nächsten Schlag nur knapp ausweichen, die schmiedeeiserne Sonnenuhr schlägt neben meinem Kopf in die Holzdielen ein. Blind reiße ich eine Hand hoch und erwische einen glitschigen Kiefer. Die Sonnenuhr rollt davon und mit Schlägen wie Gewehrschüsse die Treppe hinunter. Meine Sicht ist getrübt, aber im grellen Licht des Flurs kann ich Caroline jetzt erkennen. Sie ist dreckig, in ihrem braunen Haar hängen Staub und Äste. Ihre Kleider kleben vor Schlamm schwarz an ihr, doch das Akademielogo aus Plastik glänzt noch immer an ihrem Uniformärmel. Sie zieht etwas aus ihrem Bund und hält es über uns.

Ein Messer. Meine Schwester hat ein Messer mit nach Hause gebracht.

Doch was mir mehr Angst macht, sind ihre Augen. Später werde ich versuchen, mir einzureden, dass in diesem wilden Starren keine Spur meiner Schwester lag. Aber in meinen Träumen spielt sich dieser Moment in brutaler Klarheit ab. Ich bin in ihnen gefangen wie ein Käfer in Bernstein. Ich will glauben, dass ich von einem Monster getötet werde, im Starren meiner Angreiferin erkenne ich indessen keine Monstrosität. Ich sehe meine Caroline. Klar. Sie selbst. So vertraut, dass sich mein Schmerz – und sogar mein Schrecken – in Erleichterung verwandelt. Es ist das erste Mal in diesem grauenhaften Jahr, dass ich ihr in die Augen sehe und sie – wirklich *sie* – diesen Blick erwidert.

Caroline zuckt, die einzige Warnung, ehe sie das Messer auf mein Gesicht herabsausen lässt. Ich winde mich, doch an meinem Ohr tut sich ein lodernder Riss auf. Jetzt schreie ich, aber ich kann es nicht hören, kann durch den weiß glühenden Schmerz gar nichts hören. Als Dad das obere Ende der Treppe erreicht, spüre ich, wie das Haus unter meinem Rücken erbebt.

Ich spüre, wie Caroline weggezerrt wird. Ich rolle mich auf die Seite und benutze meine gute Hand, um mich am Geländer hochzuziehen. Ich starre den Kronleuchter an, der über dem weiten Abgrund des offenen Eingangsbereichs hängt. Die Lichter sind immer noch pink, die Welt verschwommen. Das ganze Haus dreht sich um mich, als stünde ich im Zentrum eines aus dem Gleichgewicht geratenen Karussells.

Machtlos sehe ich zu, wie Caroline nach unserem Dad tritt und beißt. Nicht Caroline. Nicht unser Dad. Fremde. Schauspieler. Unechte Figuren, die für diesen improvisierten Horror in mein Leben eingedrungen sind. Mom steht im Türrahmen ihres Zimmers, noch eine künstliche Figur. Sie hat beide Hände vor den Mund geschlagen und ist erstarrt. Ich will sie anschreien. Will, dass sie hilft. Dass sie das wieder in Ordnung bringt.

Caroline schlägt ihre Zähne in Dads Hand. Er ist ein großer Mann. Angewidert schleudert er sie brutal von sich und in den Spiegel am Ende der Treppe. Die Glassplitter regnen auf sie herab, doch sie gibt einfach nicht auf. Nicht eine Sekunde lang. Sie taumelt auf mich zu und der Teppich verrutscht unter ihren Schuhen, während sie um ihr Gleichgewicht ringt. Aber sie ist zu nahe, zu sehr außer Kontrolle. Ich weiß, was passieren wird, ehe es tatsächlich passiert.

Caroline strauchelt. Sie fällt auf mich, die Arme fest um meine Schultern geschlungen. Das Geländer bricht und wir stürzen nach hinten. Dann nach unten. Die Decke erfüllt mein Sichtfeld. Wir fallen durch den Kronleuchter, dann fällt der Kronleuchter mit uns. Wie Tänzer drehen wir uns in der kurzen Ewigkeit des Sturzes, ein Wirbelsturm aus Licht, Kristall und Blut.

Als wir auf dem Boden aufschlagen, liegt Caroline unten.

Mein Gewicht zerschmettert sie. Ich bin nahe genug, um das Knacken der Knochen zu hören, zu spüren, wie sie

erstarrt, und zu erkennen, dass sie zu still liegt. Ich bin gefangen in ihren Armen, ihrem Haar, dem süßen Gestank, den sie mit nach Hause gebracht hat. Die Stille und die Reglosigkeit ängstigen mich mehr als alles andere.

Ich befreie mich. Kristallsplitter bohren sich in meine nackten Oberschenkel, meine Knie. Inmitten der Trümmer stehe ich auf.

Ich sehe meine Schwester an.

Sie ist in mein Blut gebadet. Ihr Körper rollt sich zusammen. Ihr Gesicht ist das Letzte, was aufhört zu zucken. Das eine Auge ist halb geschlossen, das andere weit aufgerissen wie bei einer Puppe.

Caroline sieht mich an, während sie stirbt. Und sie lächelt.

KAPITEL 2

Als wir fünf waren, hat mir Caroline einen kleinen pinken Taschenrechner geschenkt.

Er hatte die Form einer Katze und bonbonfarbene Tasten. Sie mochte ihn, aber ich liebte ihn, und da sie mich liebte, wurde er meiner. Als Kind war sie immer so. Großzügig und manchmal etwas zu einfühlsam mit dem, was andere Leute wollten. Ich spielte endlos mit diesem Taschenrechner, und als ich ihn verlor, überraschte sie mich mit einem neuen. Es war der Buchhaltungstaschenrechner unseres Dads, den sie von seinem Schreibtisch stibitzt hatte, und weil sie Caroline war, hatte sie die Tasten mit klebrigem pinken Nagellack überzogen. Nur für mich.

Caroline bekam Ärger und ich ein Hobby. Danach schenkte sie mir viele seltsame Geräte und ich kaufte ihr jede Nagellackfarbe, die ich finden konnte. Es war ein Scherz zwischen uns beiden. In einem Jahr war es ein altmodischer Abakus im Tausch gegen Neonlacke. Dann die Sonnenuhr gegen auf Temperatur reagierende Metalltöne. Und schließlich mein Lieblingsteil: ein Taschenrechner von Mayfair Sound Products aus dem Jahr 1987, hergestellt in Japan. Es war ein klobiges Gerät größer als meine Hand. Er war angenehm schwer und hatte laute Tasten. Ich schenkte ihr bloß royalblauen Lack. Schrecklich unangemessen, aber sie trug diese Farbe ständig, selbst nachdem wir nicht mehr miteinander sprachen.

Nach Carolines Angriff finde ich den Mayfair ganz unten im Chaos meines Zimmers. Er ist völlig zertrümmert. Zerstört.

Doch was mich fertigmacht – was mich endlich aus meiner Schockstarre reißt –, ist ein perfekter blutiger Fingerabdruck auf der einen unversehrten Ecke des Geräts. Sie muss es aufgehoben, in Betracht gezogen und dann wieder zurückgelegt haben, bevor sie nach der Sonnenuhr gegriffen und mich geweckt hat.

Ich verstehe nicht, warum. Ich muss nicht verstehen, warum. Ich schluchze, als ich in dem Chaos wühle, und während ich nach den Bruchstücken suche, erkenne ich etwas.

Der Tod ist nicht das Ende des Lebens, sondern seine Aufspaltung. Wenn jemand stirbt, verteilt sich seine Seele auf all die Dinge, die andere von ihm erhalten haben. Liebe. Blutergüsse. Geschenke. Man bemüht sich, zusammenzutragen, was übrig geblieben ist – sogar die Dinge, die schmerzhaft sind –, nur um sich dann zu quälen.

Die Sonne geht bereits auf, bis ich alle Bruchstücke des Mayfair-Taschenrechners gefunden habe. Im Haus ist es inzwischen still, Mom und Dad sind mit der Leiche im Krankenhaus. Ich stehe den Teilen allein gegenüber, die in der schwachen Morgendämmerung ausgebreitet auf meinem Schreibtisch liegen. Da wären der gebürstete Metallrahmen, die herausgesprungenen Tasten, die smaragdgrünen, von Kupfer durchzogenen Eingeweide der Schaltkreise. Den Dreck herunterzuputzen, war der einfache Teil. Jetzt versuche ich herauszufinden, wie alles wieder zusammengehört. Falls man es überhaupt wieder zusammensetzen kann.

Ich habe keine Ahnung, wie man irgendwas, das in so viele Teile zersprungen ist, je wieder zusammensetzen soll.

Caroline ist tot.

Meine Schwester ist tot.

Es gibt keine Teile, keine Bruchstücke, die man wieder zusammensetzen könnte, um in der Abwesenheit meiner Schwester einen Sinn zu erkennen. Da ist nur eine plötzliche, schockierende Leere, wo einst ihr Leben war.

Ich versuche, die Leerstellen zu zählen. Ihre Formen nachzuzeichnen. Wenn jemand stirbt, macht man das. Man versucht zu erfassen, was verloren ist. Einige Dinge, die fehlen, sind sofort offensichtlich. Der fehlende Klang seiner Stimme, die To-do-Listen, die er nie abarbeiten wird, oder die Leere auf seinem Platz am Frühstückstisch. Auf diese Dinge bin ich vorbereitet.

Aber so viel schlimmer sind die kleinen, die schrecklich winzigen Lücken – eigentlich nicht mehr als Nadelstiche –, die Caroline überall sonst hinterlässt. Leerstellen, die meine Erinnerungen durchlöchern wie Schrotkugeln, so verstreut, dass ich nicht erfassen kann, was fehlt. Ich kann es nicht zählen. Ich kann es nicht bemessen.

Meine Schwester wird zu einer Konstellation aus Leerstellen.

Und wie der kaputte Taschenrechner komme ich zu keinem Ergebnis, bin unfähig, dem Ganzen irgendeinen Sinn abzurufen. Also sitze ich tagelang an meinem Schreibtisch und starre die Teile an, die im gedämpften Licht eines jeden Sonnenaufgangs zu schweben scheinen. Verbogenes Metall, Plastiktasten, smaragdgrüne Innereien, kupferne Adern. Bruchstücke, Teile eines früheren Ganzen.

Doch jetzt sehe ich nur noch die neue Leere, die sie voneinander trennt.

Wenn ich vor etwas Angst habe, studiere ich es. Caroline würde es wegtanzen oder vielleicht ein Gedicht schreiben. Etwas Verträumtes und Kreatives. Aber ich bin unsere logische Hälfte. Eine Spaßbremse, doch klug. Unser notwendiges Übel – wie wir als Kinder scherzten –, als unsere gemeinsamen Ängste Caroline in die Kunst trieben und mich in die Forschung. Zu Daten und Wissenschaft. Vielleicht sogar zu

anekdotischen Aussagen einer Primärquelle, wenn ich verzweifelt war.

Niemand will mit mir über das reden, was passiert ist. Ich verzweifle.

Also recherchiere ich über den Tod.

Ich lese von Himmelsbestattungen und Wasserbestattungen. Ich sehe Videos von Tänzen und Paraden und sogar von Asche, die in wunderschöne blaugrüne Perlen verwandelt wird. Ich lese von dem jüdischen Brauch, die Spiegel zu verhängen, damit die Trauernden ihre Gedanken nach innen richten, nicht nach außen.

Auch ich verhänge meine Spiegel, aber nur weil ich jedes Mal, wenn ich mich sehe, sie sehe. Ich erblicke ihr letztes, zuckendes Grinsen, das wie ein transparenter Film über meinem eigenen Gesicht liegt. Unserem Gesicht. Wir sind Zwillinge. Keine eineiigen, aber ähnlich genug.

Wir sind Zwillinge.

Wir *waren* Zwillinge, schätze ich.

Auch das passiert laut meinen Recherchen. Wenn jemand stirbt, wird die Vergangenheitsform zum Feind, obwohl die Vergangenheitsform alles ist, was einem bleibt, und es fühlt sich so an, als wüsste sie das ebenfalls.

Tja. Scheiß auf die Vergangenheitsform, schätze ich.

Ach, und außerdem: Scheiß auf das obere Treppengeländer. Nach dieser Nacht habe ich es vermieden, die gesplitterte Bruchstelle überhaupt nur anzusehen, an der Caroline und ich abgestürzt sind. Dann bin ich eines Morgens aufgewacht, weil Männer in Stiefeln die Treppe rauf- und runterpolterten, und plötzlich war es repariert. Das machte es irgendwie nur schlimmer. Ein hässliches Gefühl loderte in mir, als ich meine Hände auf das neue Holz legte, ein Gefühl von Verrat. Ich verstand nicht, warum, aber es ist dasselbe hässliche Gefühl, das ich jetzt habe, eine Woche später, nur acht Tage nachdem

Caroline in unserem Zuhause in den Tod gestürzt ist, als ich zusehe, wie ein Laster in der Einfahrt hält und einen brandneuen Kronleuchter liefert.

Ich beobachte, wie die Männer die Kristallkonstruktion an ihren Platz hieven. Und während ich sie aufsteigen sehe, denke ich: *Als Todesritual hätte Caroline das hier geliebt. Allein das Drama.*

Nicht den Kronleuchter an sich, sondern die Tatsache, dass unsere Eltern trotz des Todes ihrer Tochter keine zwei Wochen warten konnten, ihn zu ersetzen. Das Gleiche gilt für das Geländer. Ich sollte ihnen anrechnen, dass sie es überhaupt einen Tag ausgehalten haben, doch dann suche ich im Internet nach Kronleuchtern. Der hier ist eine Spezialanfertigung. Bei dem Scheiß muss man schon ein paar Beziehungen haben, um ihn in weniger als sechs Wochen zu bekommen. Als das Installationsteam ihn schließlich einschaltet, zwingt mich, direkt in seine kalten, grellen Innereien zu blicken.

War ihre Tochter überhaupt schon offiziell für tot erklärt, als unsere Eltern ihren neuen Kronleuchter bestellt haben?

Mein Kopf antwortet in Carolines säuselnder Stimme.

Wahrscheinlich nicht, Mars, lacht sie.

Die Trauerfeier findet bei uns zu Hause statt, einen Tag nachdem der neue Kronleuchter aufgehängt wurde.

Wie alles in meiner Familie ist die Trauerfeier eine sorgsame Inszenierung der Verschleierung. So hält es die Familie Matthias nun mal. Mom ist schließlich eine New Yorker Senatorin, wir alle haben also die Aufgabe, den Schein zu wahren. Unser Leben findet im Licht der Öffentlichkeit statt und das gilt wohl auch für unseren Tod.

Freunde und Familie treten ein und nichts verrät, was hier geschehen ist. Das Kristall wurde zusammengefeigt, die

Trümmer weggesaugt, das Blut aus den Fugen geschrubbt. Insgeheim denke ich, dass Mom und Dad die Trauerfeier nach der Lieferung des Kronleuchters ausgerichtet haben, nicht andersherum. Er verströmt eine fröhliche Wärme und verkündet, dass es hier nichts zu verstecken gibt, und falls doch, dass man es hier nirgendwo verstecken könnte. Das Licht erfüllt jeden Winkel unserer weitläufigen Kolonialstilvilla, die überladen ist mit Callas, postergroßen Fotos meiner Schwester, frisch von Staples geliefert, und dem süßen Duft der Bienenwachskerzen, die Caroline so gern angezündet hat.

Welcher versuchte Mord? Welcher versehentliche Selbstmord? Doch nicht in diesem reizenden amerikanischen Zuhause. Hier, warum nehmen Sie nicht noch ein Kanapee?

»Mars, Liebling?«, ruft Mom aus dem Haus, doch draußen auf meinem Balkon erreicht es mich kaum. Derselbe Balkon, über den Caroline geschlichen ist, um durch mein Fenster zu klettern. Ich verstecke mich hier draußen und spiele mit dem nach wie vor kaputten Mayfair-Taschenrechner. »Mars? Bist du wach?«

Ich klettere nach drinnen. Ich soll bei den Vorbereitungen helfen, das Cateringteam einzuweisen, und später muss ich an der Haustür Begrüßungskomitee spielen. *Willkommen! Treten Sie ein. Drinks gibt es da drüben, die Leiche meiner Schwester liegt dort. Die Nachstellung der Ereignisse beginnt um vier, kommen Sie nicht zu spät!*

Offiziell ist Caroline nicht in unserem Haus gestorben. Sie ist zwei Tage später im Krankenhaus gestorben, als klar wurde, dass sie nicht wieder aufwachen würde. Als die Ärzte sie durchleuchtet haben, fanden sie eine Verschattung in ihrem Gehirn und wir alle lernten ein neues Wort: *Glioblastom*. Der Tumor sei für ihr »untypisches Verhalten« verantwortlich, sagten die Ärzte. Ihr Tod sei unausweichlich gewesen, sie war ihm so oder so ausgeliefert, nachdem das Ding sich eingemischt

hatte. In gewisser Weise könne man ihren schnellen Tod als Segen betrachten.

Das sagten sie. Aber sie wussten nichts von dem Angriff. Niemand tut das und es wird auch niemand erfahren, es sei denn, ich erzähle es. Dad brachte mich in ein rund um die Uhr geöffnetes Notfallzentrum irgendwo draußen in Westchester County, während Mom mit Caroline im Krankenwagen mitfuhr. Dad beantwortete die Fragen für mich, als sie meine Hand untersuchten und aus meinem Haar Blut wischten.

Offiziell wurde ich unter einem Bücherregal begraben. Dad hatte diese Lüge parat, als die medizinische Assistenz danach fragte. Als sie mich unter vier Augen erneut fragte, antwortete ich: »Ich weiß, ich seh schlimm aus, aber Sie sollten das Bücherregal sehen.«

Wie gesagt: eine Inszenierung der Verschleierung. Und ohne Caroline fällt mir nun zweifellos die Hauptrolle zu. Ich hasse das. Aus unserem Duo ist mein Solo geworden. Trotz all meiner sarkastischen Theatralik wollte ich diese Bühne nie für mich allein. So wird es den Rest meines Lebens sein. Ich frage mich, ob es sich je nicht so anfühlen wird wie meine eigene Version des Todes.

Heute fühlt es sich definitiv wie der Tod an.

Bei den Vorbereitungen halte ich eine Million Mal inne, um zwischen den Angestellten, die unser Haus mit Tischen und Stühlen ausstaffieren und die Tische mit Gebäck und geschnittenen Früchten eindecken, nach ihr zu suchen. Eine Million Mal kann ich sie nicht entdecken und ich schaudere, wenn mir wieder einfällt, dass sie in dem einen Zimmer liegt, das ich mich weigere zu betreten: im Salon, völlig verwandelt mit zugezogenen Jalousien, gedimmtem Licht und einer ganzen Wand, an der sich von überall Trauersträuße drängen – von der Schule, vom Krankenhaus, sogar aus Aspen. Und mitten in diesem Arrangement ein Sarg aus poliertem Kirschholz.

»Sie hätte das geliebt.« Das hat Mom tatsächlich gesagt, als der Sarg durch den Wintergarten hereingeschleppt wurde. Derselbe Gedanke, der mir kam, als ich zusah, wie der Kronleuchter emporstieg wie eine eisige Sonne. Ich meinte es sarkastisch, die Sprache, die Caroline und ich hinter dem Rücken unserer Eltern sprachen. Mom meinte es ernst.

Sie hätte das geliebt.

Als hätte Caroline endlose Stunden damit zugebracht, ihren großen Tag zu planen. Die »Feier ihres Lebens«, wie es in großen, geschwungenen Buchstaben auf die Programmhefte gedruckt steht.

Caroline hätte das alles gehasst – das Theater, die Programmhefte, aber vor allem die Formulierung *Feier ihres Lebens*. Caroline war siebzehn gewesen, hatte viel erreicht, war aber doch nur siebzehn gewesen. Es gibt nur eine sehr kurze Lebensspanne zu feiern, sicher nicht genug, dass alle ein Stück abbekommen könnten. In Gedanken scherze ich mit ihr, dass nichts mehr goth ist als eine Feier, die darauf beruht, dass der Ehrengast tot ist, und sie antwortet: *Mars, bring mich bitte nicht zum Lachen.*

Und dann erinnere ich mich an ihr Lachen.

Danach höre ich auf, mit ihr zu reden.

KAPITEL 3

Nach den Vorbereitungen und ehe die Gäste eintreffen, werde ich nach oben geschickt, um mich fertig zu machen. Mom, oder wahrscheinlich eher einer ihrer Handlanger, hat einen Kleidersack auf mein Bett gelegt. Darin finde ich einen schlichten schwarzen Anzug. Ich liege in ein feuchtes Badetuch gewickelt daneben, starre die Decke an und drücke Carolines Messer an meine Brust. Hätten wir die Polizei gerufen, wäre es als Beweisstück konfisziert worden, doch stattdessen habe ich es einfach aus dem Chaos geborgen und sauber gemacht. Ich musste feststellen, dass es gar kein Messer ist. Es sieht nur so aus. Es ist ein flaches Stück Metall, das eine Ende rechteckig und scharf, das andere gebogen. Es ist ein Stockmeißel, dafür gedacht, das Wachs von den Waben zu brechen. Ich drücke es gegen meinen Körper, bis es die Wärme meiner Haut angenommen hat. So bleibe ich liegen, bis ich trocken bin.

Ausnahmsweise hat Mom mir erlaubt, Make-up zu tragen. Sonst fleht sie mich immer an, »es schlicht zu halten«, wenn ich in der Öffentlichkeit bin, aber nicht heute. Allerdings nicht weil sie sich langsam mit meiner Genderfluidität anfreundet. Sondern weil all die anderen Anzeichen für das, was passiert ist – das Geländer, der Kronleuchter –, zusammengefeigt, repariert und versteckt wurden. Ich bin der letzte verbliebene Beweis. An die Erlaubnis meiner Mutter ist die Forderung geknüpft, dass ich meine Pflicht als Matthias erfülle und mich ebenfalls verstecke.

Ich sitze an meinem Schminktisch und starre in mein Gesicht. Unser Gesicht. Unser breiter Kiefer und die hohen

Wangenknochen, die Lippen mit dem ausgeprägten Amor-
bogen und die Hakennase. Unser Haar ist braun. Caroline trug
ihrs lang und ins Gesicht hängend. Ich trage meins normaler-
weise lang und zurückgebunden. Heute aber lasse ich es nach
vorn fallen. Offen verdeckt es mehr.

Ich bin ein Experte in Sachen Make-up, aber lasst euch
gesagt sein, selbst ein Contouring auf Drag-Queen-Niveau
könnte nicht verbergen, dass ich ganz klar so einiges hinter
mir habe. Brav decke ich meine blauen Flecken ab und stecke
mein Haar so, dass es mein bandagiertes Ohr verdeckt. Ich
stecke mir mein Septum-Piercing in die Nase. An der Plas-
tikschiene, die meine Hand zusammenhält, kann ich nichts
ändern, außer sie vielleicht mit Strasssteinen zu bekleben, aber
das wäre sogar für den exzentrischen Matthias-Zwilling ein
bisschen viel des Guten.

Meine Schiene bleibt am Ärmel hängen, als ich das Jackett
anziehe, und vor Schmerz stöhne ich auf. Sogar die kleinste
Bewegung tut weh und meine Nagelbetten brennen wie Feuer,
wo die Sonnenuhr die Nägel zertrümmert hat. Aber ich kann
nur warten, bis meine Knöchel geheilt und meine zersplitter-
ten Nägel nachgewachsen sind.

Und wer weiß, ob ich je wieder hören werde? Ich wache
immer noch jeden Morgen mit Blut im Ohr auf. Selbst jetzt, da
ich einen neuen Verband anlege, spüre ich, wie es in den Mull
sickert.

Als ich fertig bin, nehme ich meinen Posten im Foyer ein,
wo ich die Gäste in ihren dunklen Anzügen und Kleidern höf-
lich begrüße.

Mein herzliches Beileid.

Ich fühle mit euch.

Wir schließen euch in unsere Gebete ein.

Ich nehme die traurigen Worte hin. Schüttele hundert
Hände, dankbar, dass Caroline meine linke Hand zertrümmert

hat, nicht die rechte. Mehr als einmal erwische ich mich dabei, wie ich gewisse Beobachtungen abspeichere, damit ich sie später mit ihr teilen kann, wie wir es immer nach Moms Spendengalas machten. Ich zittere, als mich erneut die Trauer überkommt, und will mich schon entschuldigen, als drei Mädchen auf mich zukommen und eine von ihnen sagt: »Mars, oder? Scheiße, du siehst aus wie sie.«

Das Mädchen, das gesprochen hat, schüttelt nicht meine Hand, sondern zieht mich in eine Umarmung und ich bin überwältigt von der Vertrautheit dieser vollkommen Fremden.

»Wahrscheinlich Erinnerst du dich nicht an uns. Wir sind Carolines Freundinnen aus dem Camp. Ich bin Bria.«

»Ich bin Sierra.«

»Mimi.«

Jede von ihnen umarmt mich. Es sind die hübschesten Mädchen, die ich je gesehen habe. Mimi ist klein, rund und blass und trägt ein Kleid mit Schößchen. Sierra ist groß und sonnengebräunt und wirkt in ihrem schwarzen Jumpsuit elegant. Und Bria trägt trotz der Hitze ein dunkelrotes Strickkleid. Allerdings scheint ihre braune, marmorglatte Haut keinerlei Poren aufzuweisen. Sie sind vollkommen unterschiedlich, doch gemeinsam verströmen sie eine harmonische Schönheit. Ihre Freundlichkeit lässt mich wachsam werden, genauso wie die Tatsache, dass sie aus dem Camp sind. Mit Camp meinen sie Aspen. Die Sommerakademie der Aspen-Naturstätte, wo Caroline war, als der Tumor anfang, ihren Verstand aufzufressen.

Angeblich.

Wenn sie sind, wer sie behaupten zu sein, hat das, was in dieser Eingangshalle sein Ende fand – genau hier, wo wir stehen –, bei ihnen in Aspen seinen Anfang genommen.

»Das ist ...« Bria betrachtet den weitläufigen Eingangsbereich, die Gäste in ihrer schicken, teuren Trauerkleidung,

die Lilien und Hochganzfotos und schließlich den neuen Kronleuchter. »... so seltsam. Einfach zu viel. Sie wäre so sauer. Oh, Mars, es muss so schwer sein, mit alledem ohne sie fertigzuwerden.«

»Ich ...«

Ein Schluchzen entringt sich meiner Kehle und überrascht mich. Es ist das erste Mal heute, dass ich ein Gefühl zeige. Bria nimmt meine Hand und drückt sie, um mir Kraft zu spenden. Ich fange mich wieder.

»Hör zu, Mars«, sagt sie. »Ich weiß, das klingt wie leere Worte, aber es tut uns so furchtbar leid. Alle in Aspen haben Caroline geliebt. Wir waren besorgt, als sie so plötzlich verschwunden ist. Und dann haben wir gehört, was passiert ist, und ...« Bria drückt meine Hand noch fester, als wären sie nur aus dem Grund zwei Stunden aus den Catskills hergefahren (oder wurden wohl eher von einem der vielen Chauffeure gefahren, die in unserer Auffahrt rauchen und die Nachrichtenübertragungswagen in Schach halten).

Ich reiße mich los. Ihre hypnotische Schönheit verblasst. Endlich empfinde ich, was ich empfinden sollte. Wut. Den beißenden Groll, den ich Sommer für Sommer gehegt habe, wenn Caroline ohne mich, aber mit *ihnen* nach Aspen floh. Sie – diese reichen, geleckten Püppchen – waren ihr wichtiger als ich, als *wir*, und ich habe sie jahrelang aus der Ferne gehasst. Aber jetzt, da sie hier sind, schmilzt mein Hass in ihrer Wärme. Sie geben mir dasselbe Gefühl wie meine Schwester. Ich will sie umarmen, wie ich Caroline nicht umarmen konnte.

Mein Atem stockt. Ich habe jede Menge Fragen an sie.

»Caroline hat Aspen geliebt«, sage ich. »Sie meinte, es wäre ihr liebster Ort auf der ganzen Welt.«

Hinter Bria, deren Miene neutral und nachdenklich bleibt, tauschen Sierra und Mimi einen Blick. Ich spreche weiter. Plötzlich giere ich danach zu wissen, was sie wissen.

»Sie hat sich in den letzten Wochen vielleicht nicht ganz normal verhalten. Sie sagen, der Tumor hätte großen Druck auf ihr Gehirn ausgeübt. Sie könnte ziemlich verwirrt gewesen sein?«

Ich formuliere es als Frage, doch Bria nickt nur mitfühlend. Es ist Mimi, die mir gibt, wonach ich lechze.

»Das erklärt so einiges. Sie war so anders. Paranoid. Sogar uns gegenüber. Normalerweise erzählt sie uns alles – na ja, zumindest *mir* –, aber dann, letzte Woche, hat sie ...«

»Entschuldige«, fällt ihr Bria ins Wort. »Mars, du willst das wahrscheinlich gar nicht hören. Nicht heute.«

Ich merke mir diesen Augenblick, um ihn später von allen Seiten zu betrachten. Caroline war immer vollkommen unbeschwert, für alles offen. Sie hat sich jedes Jahr auf Aspen gefreut, doch im letzten Jahr hatte sich etwas verändert. Sie wurde nervös und es wurde nur schlimmer, je näher der Sommer rückte. Caroline hatte das Gefühl, dass er etwas Schlimmes mit sich bringen würde. Sie sah Zeichen, die kein anderer von uns wahrnehmen konnte. Vielleicht hat sie dieses Ding gespürt, das in ihrem Kopf wuchs.

»Du warst früher auch in Aspen, oder?«, fragt Bria.

Ich erstarre. Wie viel wissen sie über meinen katastrophalen Abgang aus Aspen? Ausweichend antworte ich: »Ja, vor Ewigkeiten.«

»Warum bist du ausgestiegen?«

Das ist eine gute Frage. Es ist ungewöhnlich, dass man nicht mehr an der Sommerakademie teilnimmt, wenn man einmal drin ist, vorausgesetzt, die Familie zuckt bei der fünfstelligen Schulgebühr (plus den verpflichtenden Kosten für Privatdozenten, Ausflüge und Transport) für die acht Wochen nicht zusammen. Doch die Art, wie sie fragt, verrät mir, dass sie die Wahrheit kennt. Vielleicht nicht die ganze, aber genug, um zu wissen, dass mein Abgang nichts mit Geld zu tun hatte.

»Ich hatte einfach nicht mehr das Gefühl, dort richtig zu sein«, antworte ich und deute auf meinen Körper. In dem Anzug, den meine Eltern ausgewählt haben, wirke ich überwiegend männlich, doch wenn Caroline ihnen irgendwas über mich erzählt hat, verstehen sie, was ich meine.

Sie nicken einhellig.

»Ja, manche Leute können solche Arschlöcher sein«, ergriff Sierra zum ersten Mal das Wort.

»Jetzt, wo wir älter sind, ist es nicht mehr so schlimm«, beteuert Mimi. »Sie haben den Kampf der Geschlechter in Duell der Dörfer umbenannt. Es ist immer noch der gleiche Geschlechterkrieg-Schwachsinn, aber immerhin.«

»Du könntest uns besuchen kommen«, schlägt Sierra vor. »Eine Art Neustart. Und du könntest ihre restlichen Sachen abholen.«

Mimi guckt Sierra mit großen Augen an. Schnell und geschmeidig fragt Bria: »Hast du je drüber nachgedacht zurückzukommen?«

Das tue ich ständig. Und ich könnte zurückgehen, wenn ich wollte. Aber nicht an der Sommerakademie teilzunehmen, ist inzwischen zu einem Protest geworden, und ich weigere mich, den aufzugeben. Trotzdem fehlt es mir jedes Jahr, wenn Caroline im Juni aufbricht, und jedes Jahr hasse ich sie, wenn sie im August zurückkommt, sonnengeküsst und übersprudelnd vor von der heißen Sommerluft goldbraun gebackenen Erinnerungen, die nur ihr gehören.

Sie warten auf meine Antwort. Sie blinzeln, und zwar in einer Welle von links nach rechts, als wären sie eine einzige riesige Spinne.

»Nicht wirklich«, sage ich, unsicher, was ich da gerade beobachtet habe.

»Verständlich«, erwidert Bria. »Wir haben dir was mitgebracht. Sierra?«

Sierra öffnet ihre Tasche und zieht einen schweren, in Papier eingeschlagenen Zylinder heraus. Ich weiß auf Anhieb, was es ist. Eine Kerze wie die, die wir überall im Haus angezündet haben. Ich kann die Süße des Wachses durch das Papier riechen.

»Wir haben es in ihrem Bett gefunden, mit deinem Namen drauf.«

Ich starre auf Carolines Handschrift. *Für Mars*. Ich beiße mir auf die Wange, um die Tränen zurückzuhalten. Die Mädchen drücken mich noch ein letztes Mal, dann verschwinden sie in der Menge und die nächsten Trauergäste nehmen ihren Platz ein.

Erst eine Stunde später, als mir eine Pause vergönnt ist, wickle ich die Kerze aus, ganz vorsichtig, um das Papier nicht zu zerreißen, auf das Caroline meinen Namen geschrieben hat. Das Wachs hat einen satten Gelbton und ist mit einem Honigwabenmuster geprägt. Mit einem Metallstempel hat Caroline meinen Namen auch in das Wachs gestanzt. Die Abstände zwischen den Buchstaben sind ungleichmäßig. Es ist niedlich. Und schrecklich.

Vorsichtig drehe ich sie um, wohl wissend, dass in die Seite eine Wachsbiene eingelassen ist.

Mir stockt der Atem und fast lasse ich die Kerze fallen.

Ja, da ist eine Biene, aber ihr Körper ist von Schnitten überzogen, wie von einem glühend heißen Messer.